

Tine Gschweng

MIDLIFE REISE

Wie ich mir meinen Lebenstraum
doch noch erfüllte

stiebner

INHALT

PROLOG 7

WIE ALLES BEGANN 9

NEPAL 16

- Kathmandu 18
- Die längste Tour meines Lebens 24
- Start in den Trekk 27

THAILAND 46

- Der Norden, »die Dicken« und ich 48
- Bangkok – quirlige Metropole mit vielen Gesichtern 55
- Krabi und Bilderbuchinseln 56
- Schweigen, Heilen und Genießen 58

ARGENTINIEN 69

- Buenos Aires – Stadt des Tangos 69
- Puerto Madryn – Schlauchbooterfahrten 74
- Das Ende der Welt – Feuerland nicht abgebrannt 77
- Patagonien – Weihnachten im Nationalpark Los Glaciares 82
- Patagonien – Gletschergiganten 86

CHILE 89

- Patagonien im Torres des Paine Nationalpark 89
- Jahreswechsel zwischen den Fjorden 92
- Wüstenleben in der Atacama 95

BOLIVIEN 101

- Roadtrip nach Uyuni 101
- Dinos und Party in Sucre 103
- Samaipata – Typisch Bolivien 111
- Dschungelzeit im Ambue Ari Nationalpark 116

Kevo, der Ozelot 122

La Paz – höchste Hauptstadt der Welt 125

PERU 145

Machu Picchu – Inkastadt in den Anden 149

Der Canyon und Arequipa 153

Huacachina – Lichter zwischen Sand 159

Lima 163

ECUADOR 170

Cuenca – Stadt des Panamahutes 170

Galapagos – Pazifikparadies 173

Die Straße der Vulkane 179

Quito 193

Das Amazonas-Gebiet 196

KOLUMBIEN 203

Rund um Salento – Die Kleinsten und die Größten 206

Medellin – Pablos Vermächtnis 208

Santa Marta – Karibischer Norden 211

Cartagena – Schönste Altstadt Kolumbiens 218

La Providencia – Ab auf die Insel 220

Bogota 226

KANADA 230

Montreal 231

Saguenay – typische Kleinstadt 235

Tadoussac – Kajakfahrt der besonderen Art 239

Quebec – Der beste Biergarten 242

Ottawa und Kanadas Farmleben 246

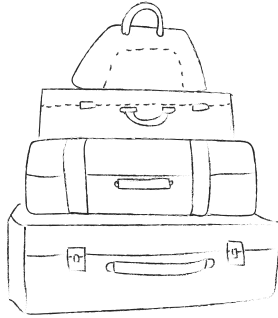
Toronto – Meine letzte Station auf dieser Reise 253

EPILOG 258

Einige Monate später 258

DANKSAGUNG 262

PROLOG



Dieses Buch ist für dich, wenn du noch unerfüllte (Reise-)Träume hast, die dich nicht loslassen. Wenn du gern würdest, aber dann doch irgendwie nicht dazu kommst. Ich möchte dir Mut machen und das erfüllende Gefühl vermitteln, das sich beim Erleben meines Traumes in mir breitgemacht hat. Ich möchte dich, wenn du gern reist oder dich für andere Länder und Kulturen interessierst, auf meine Reise mitnehmen; dich fühlen lassen, was ich gefühlt habe, dich sehen lassen, was ich gesehen habe. Ich möchte dich daran erinnern, dass das Leben auch aufregend leicht sein kann, obwohl vielleicht nicht immer alles läuft, wie du es dir wünschst. Dass Glück greifbarer und näher ist, als du denkst. Lass dich mitnehmen auf ein Abenteuer, so vielfältig, reich und kunterbunt wie die Süßigkeiten im Candy-Store an der Ecke. Auf eine Reise, die mir jeden Tag die Möglichkeit geboten hat, neue Erfahrungen zu sammeln und daran zu wachsen. Auf ein Abenteuer, das dich und mich in andere Welten eintauchen lässt, in denen wir uns verlieren können, ohne an die Zukunft oder die Vergangenheit zu denken.

Und um es gleich vorwegzunehmen: Nein, ich gehöre nicht zu den frustrierenden Hamsterradläufern, die denken, dass sie ihr Leben bisher gänzlich vergeudet haben und deswegen ausbrechen müssten. Ich gehöre weder zu der Fraktion, die alles in Deutschland als schlecht empfindet noch gehöre ich zur

Fraktion »Nur im Süden und in der Sonne ist es schön«. Vielmehr treibt mich meine unsagbare Neugier auf die Welt an. Ich möchte die Naturschönheiten der Erde hautnah erleben, möchte die Vielfalt des Lebens kennenlernen und ein Stück weit natürlich auch meine Grenzen austesten und erweitern. Ich bin zu dieser Reise nicht angetreten, um völlig auszuflippen, nicht um mich selbst zu suchen oder wiederzufinden und auch nicht, um jemand anderes zu werden. Ich bin einfach nur meiner inneren Sehnsucht gefolgt, die Welt zu sehen und zu spüren. Und trotzdem gibt es Dinge, die ich heute anders sehe, anders bewerte, und Dinge, für die ich dankbarer bin als vor der Reise. Mehr als je zuvor ist mir bewusst, dass es für mich Freiheit bedeutet, reisen zu können – wann ich will und wohin ich will. Nur wenig andere Dinge können mir dieses Gefühl so direkt vermitteln. Nichts erdet mich so, lässt mich verbunden fühlen und in mir selbst ruhen, wie Reisezeiten. Und umso mehr verbeuge ich mich vor den Chancen, die mir gegeben werden.

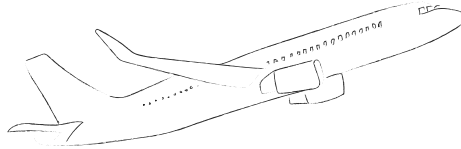
Dich möchte ich mit meiner Geschichte inspirieren und motivieren. Ich möchte dich dazu ermutigen, mit offenen Augen und einem offenen Herzen in die Welt zu ziehen, deinen Ideen, Wünschen und Träumen zu folgen – überall und wann immer du es möchtest.



Auf meiner Website erwarten dich mehr Fotos von meiner Reise – damit du noch tiefer in diese Geschichte eintauchen kannst und noch mehr Eindrücke in deinem Kopf entstehen.



WIE ALLES BEGANN



»Hast du mich vergessen?«, ertönt zögerlich meine innere Stimme. »Wir hatten doch so viel vor!«, klagt sie mich enttäuscht, mit einem leicht vorwurfsvollen Unterton an. »Ja«, muss ich zugeben, »ja, ich habe dich tatsächlich vergessen.«

Es ist Mitte Dezember, alle um mich herum sind bereits im Weihnachtsfieber. Geschenkideen werden ausgetauscht, überall gibt es leckeres Gebäck zum Naschen und finale Verabredungen für die Feiertage und Silvester werden getroffen. Auf der Arbeit sind die Planungen für das nächste Jahr verabschiedet und die letzten Projekte werden mit Nachdruck zu Ende gebracht. Mitten im hektischen, quirligen Alltag versuche ich, einen klaren Kopf zu bekommen. Eigentlich gibt es keinen Grund, verwirrt zu sein, es gibt nicht wirklich etwas zu Meckern. Meine Familie ist toll, ich habe einen Freundeskreis, mit dem ich die unterschiedlichsten Dinge erleben kann und die Ehe mit meinem Mann steckt in keiner Krise. Unsere Kinder sind weitgehend selbstständig und leben ein unabhängiges Leben, in dem sie selbst entscheiden, was ihnen wichtig ist und was nicht. Unsere Eltern sind noch fit, keiner braucht spezielle Unterstützung, und ich habe einen sicheren Job in einem Bereich, der mir Spaß macht. Eigentlich könnte es so einfach sein, wäre da nicht diese Stimme ... Immer wieder erzählt sie mir, wovon ich in meiner Jugend geträumt habe: eine Reise um die Welt unternehmen, lange Zeit von zu

Hause weg sein, die Schönheiten der Natur in den unterschiedlichsten Ländern genießen. Sie lässt nicht locker, schon gar nicht, als ich anfangs, mir mehr Gedanken zu machen. »Los«, scheint sie mir zuzuflüstern, »mach was! Sei mutig, es ist dein Leben, deine Träume kannst nur du dir erfüllen!« Süß und verführerisch beschreibt diese zarte Stimme mir alle Details, die auf mich warten. Gleichgesinnte Menschen, exotische Gerüche, ungewöhnliche Landschaften und eigene Grenzen, die danach schreien, überschritten zu werden. Schemenhafte Bilder tauchen vor meinem inneren Auge auf und werden immer klarer. Wie ein Sog zieht es mich weiter hinein in die Tagträume von fernen Ländern. Ich höre die Geräusche auf Märkten, das laute Geschrei von Affen im Urwald und spüre förmlich den sanften Wind des Meeres auf meinem Gesicht. Irgendwann lasse ich es zu und mache mir weitere Gedanken: Was wäre, wenn ich es tatsächlich wagen würde? Ein Jahr hinaus in die Welt? Ohne großen Plan, mit viel Zeit, jedes Land zu erkunden und die Dinge zu erleben, die mich schon immer gereizt haben? In meiner Jugend, als ich anfangs ohne Eltern in Europa nach Italien, Spanien, Frankreich, die Niederlande zu reisen, stellte ich mir immer vor, wie es wäre, die vielen unterschiedlichen Länder und Kulturen der restlichen Welt zu erleben. Auch heute noch frage ich mich, wie es wäre, losgelöst von zu Hause unter lauter unbekanntem Menschen zu sein. Wie fühlt es sich an, monatelang unterwegs zu sein? Wie fühlt sich das Leben in einem Land an, in dem es immer warm ist? Wie gefährlich ist es tatsächlich in großen Städten, wie zum Beispiel Buenos Aires? Eine unglaubliche Neugierde, was in der großen weiten Welt alles auf mich wartet, ergreift mich. Und Aufregung macht sich allein bei dem Gedanken, es könnte Wirklichkeit werden, in mir breit. Ich muss gestehen, ich bin nicht die Mutigste. Zwar bin ich Neuem gegenüber immer aufgeschlossen, aber gern in einem sicheren Rahmen. Schon allein deswegen wäre eine derart lange Reise eine riesige Herausforderung.

Im Januar, nach dem Trubel der Weihnachtszeit, rücke ich bei meinem Mann mit der Sprache heraus. Die Idee kommt für ihn ziemlich plötzlich und ohne Vorwarnung um die Ecke. Ralph ist überrascht, aber grundsätzlich begeistert ihn der Gedanke. Wir überlegen, wie diese Reise aussehen könnte und welche Folgen sie ganz konkret haben würde. Natürlich ist hier kein Ent-



schluss auf die Schnelle gefasst, und so überlegen wir noch die nächsten Wochen hin und her. Das Gedankenkarussell hat begonnen und nimmt uns gefangen. Wir können förmlich den feinen Sand unter unseren Füßen spüren. Spüren wie die kalte Luft auf den Hochebenen unsere Lungen füllt, das Plätschern unseres Bootes hören, das über den Amazonas schippert. Ja, das hat schon was! Aber alles dafür aufgeben? Ralph mag seinen Job. Er geht gern zur Arbeit, mag seine Kollegen, mag seine Aufgaben. Bei den vielen Stunden am Tag, die man dort verbringt, eine wichtige Sache. Eines kristallisiert sich rasch heraus: So würde es bei seiner Rückkehr nach einem Jahr Sabbatical nicht mehr sein. Er würde irgendwo in seiner Firma eingesetzt werden, das Aufgabengebiet unbekannt, die Atmosphäre in der Abteilung ungewiss. Deswegen kann ich seine Entscheidung, nicht ein komplettes Jahr auszusteigen, völlig verstehen. Nur stehe ich jetzt vor der Wahl: allein reisen, oder diesen Traum begraben? Werde ich es durchstehen, so lange Zeit von meinem Mann getrennt zu sein? Wird er es verstehen, wenn ich trotzdem gehe? Wird es uns entzweien oder zusammenschweißen? Kann ich mit den Schwierigkeiten und Herausforderungen während der Reise allein zurechtkommen? Allein im Hostel sitzend, allein auf staubigen Straßen laufend, allein am Tisch essend – diese Bilder ziehen vor meinem inneren Auge vorbei. Es ist mir sehr wohl bewusst, dass ich nicht viele Reisende in meinem Alter treffen werde. In der Mitte des Lebens stecken Gleichaltrige entweder noch komplett in der Familienphase oder sie sind auf dem Karriereweg nach oben. Oder sie haben gar nicht erst den Drang, solch ein Reise zu unternehmen. Nach Abi oder Studium sieht es da ganz anders aus. Diese Altersgruppe wird sicher den Großteil der Reisenden ausmachen.

Die Wochen ziehen ins Land, ich mache mir die Entscheidung wirklich nicht leicht. Jetzt fühle ich mich, als würde mir jemand die Pistole auf die Brust setzen. Ich erlebe viele schlaflose Nächte und zerbreche mir den Kopf. Ich möchte mich nicht nur auf mein Bauchgefühl verlassen, also recherchiere ich im Internet, welche Vorbereitungen und finanziellen Mittel überhaupt nötig wären, um solch ein Vorhaben zu realisieren. Sind mein berufliches Vorankommen und mein finanzieller Beitrag zur Familie nicht wichtiger, als diese große Summe Geld für eine Reise auszugeben? Drücke ich mich nur vor dem Ernst des Lebens

und der Gleichförmigkeit des Alltags? Bin ich egoistisch? Keine einfach zu beantwortenden Fragen. Meine innere Stimme protestiert inzwischen sehr laut dagegen, diesen Traum einfach aufzugeben. »Los jetzt, mach schon!«, feuert sie mich an. Die Gedanken kreisen. Wie heißt es immer? Am Ende eines Lebens bereut man am meisten die Dinge, die man nicht getan hat. Tief in meinem Inneren weiß ich, dass es bei mir genau so wäre. Einfach weil dieser Gedanke schon so lange da ist. Er hat nur eine Weile geschlummert.

Eines Abends im März ist es dann so weit. Ich hole tief Luft und verkünde Ralph meinen Entschluss: »Ich möchte trotzdem gehen. Wenn ich diesen Traum jetzt nicht verwirkliche, wird sicher nie mehr etwas daraus werden. Jetzt oder nie.« Ich bin auf alle möglichen Reaktionen gefasst. Er dreht sich weg, schaut auf den Boden und sagt erst mal lange nichts. »Oh mein Gott, was habe ich da angerichtet? Fasst er diese Aussage so auf, dass ich unsere ganze Beziehung infrage stelle?«, schwirrt es mir ängstlich durch den Kopf. Nach geraumer Zeit wendet er sich mir zu, schaut mich lange und durchdringend an. Meine Nerven vibrieren, jeder Muskel in meinem Körper ist angespannt. Wie wird er sich entscheiden? Schlagartig fallen mir die vielen Männer ein, die nicht im Traum über diese Möglichkeit ernsthaft nachdenken würden. Passt nicht in ihr Mann-Frau-Bild – aus die Maus. »Nicht zu machen, nicht mit mir!«, höre ich ihn in meiner Vorstellung sagen. Aber dann antwortet Ralph einfach: »Wenn es wirklich dein Traum ist, dann mach es!« Ich schlucke, ein-, zwei-, dreimal, erst dann sickert mir die Bedeutung dieses kleinen Satzes in mein Bewusstsein. Glücklicherweise wirbeln die Gedanken und Gefühle durch mich hindurch. Ich kann es gar nicht glauben, dass damit die Entscheidung so gut wie gefallen ist. Wow, was für ein erlösender Satz! Jetzt können nur noch die Kinder, die zwar alle bereits Ü18 sind, die Entscheidung kippen. Es ist mir wichtig, dass es auch für sie in Ordnung ist. Fantastische Unterstützung bekomme ich von meiner Tochter: »Cool! Mach das, wenn du das wirklich willst!« Darüber bin ich echt froh.

Am Ende sieht es so aus, dass Ralph mit Resturlaub, Überstunden, unbezahltem Urlaub immer wieder und solange es am Stück geht, mit mir reist. Ich bin sehr dankbar für das viele Verständnis und den Kompromiss, den wir gefunden haben.



Ein Sabbatical-Jahr wird in meinem Unternehmen von der Geschäftsleitung abgelehnt. Inzwischen steht mein Entschluss aber felsenfest, da bleibt in der Konsequenz nur die Kündigung. Es ist zwar nicht der Weg, den andere von mir erwarten, aber es ist mein Weg. Die Reaktionen in unserem Umfeld sind sehr unterschiedlich. Von einigen Freunden und Bekannten, von denen ich Unterstützung und eine gewisse Begeisterung erwartet hätte, ernte ich Unverständnis. Andere sind wiederum unerwarteterweise hellauf begeistert. In Summe finde ich mehr Unterstützung als Widerstand, was einfach guttut und mir einen gewissen mentalen Rückhalt gibt.

Die Vorbereitungen beginnen und ich lese viel in Reise-Foren. Ein Hoch auf das Internet mit all seinen Informationen. Hier finde ich Packlisten, Tipps zu Einreisebestimmungen und Visa. Grundlegende Gedanken kommen auf: Was will ich unbedingt auf dieser Reise sehen und erleben? Einige Punkte formen sich sehr konkret in meinem Kopf, andere sind sehr schwammig und ich beschließe, die Reise nur grob zu planen und sie ansonsten auf mich zukommen zu lassen. Diese Freiheit macht es doch aus. Tun, was immer man möchte, einfach ein Jahr lang die Möglichkeiten, die des Weges kommen, ergreifen zu können. Ganz klassisch mit Rucksack will ich reisen und übernachten möchte ich hauptsächlich in Hostels, um vielleicht doch ein wenig Kontakt zu anderen zu bekommen. Ich verspreche mir aber hoch und heilig selbst, dass ich jederzeit abrechen kann, wenn es sich für mich nicht mehr stimmig anfühlt. Unterkünfte, Ziele, Heimweh, einfach alles – der Weg nach Hause wäre kein Scheitern. Es ist einfach eine Erfahrung.

Für einen sanften Einstieg in meine Reise wollen Ralph und ich noch einen gemeinsamen Urlaub auf Zypern machen. Das ist dann auch fast die halbe Strecke zu meinem ersten Ziel: Nepal. Ein absolutes Muss-ich-unbedingt-hin-Ziel auf meiner Reise.

Ich möchte wunderschöne Fotos in den einzelnen Ländern aufnehmen, kann mich aber nicht für den Riesenklutz von Spiegelreflex entscheiden. Überhaupt habe ich zu viele Dinge, die ich mitnehmen möchte, schon allein, weil ich nicht weiß, wo ich genau landen werde. Für kaltes Wetter, heiße Strandtage,

Wanderstiefel für Bergtouren. Nass, kalt, warm, trocken – für alles rüste ich mich aus. Neue Dinge wie ein Hüttenschlafsack oder einen universellen, weltweit einsetzbaren Reiseadapter werden bestellt. Kartons, Kleidungsstücke und viele, viele Kleinigkeiten türmen sich im Wohnzimmer. Ralph wühlt sich allabendlich zum Sofa durch und erträgt die Unordnung mit stoischer Gelassenheit. Meine Tochter lacht sich kaputt, als sie das Chaos sieht. »Das willst du wirklich alles mitnehmen?«, fragt sie. »Bist du wahnsinnig? Das ist viel zu schwer. Glaub mir!« Gut, manchmal muss man auch auf seine Kinder hören. Also noch mal aussortieren, neu packen. Alles passt ein klein wenig besser in den Rucksack, aber immer noch nicht locker. Ein zweites, drittes, viertes Mal wird umgepackt, dann kann ich damit leben. Ein Laptop muss mit, schließlich möchte ich mit allen in Kontakt bleiben, Tagebuch schreiben, skypen. Wahrscheinlich würde das auch mit dem Handy gehen, aber hier merke ich mein Alter bereits, die Augen werden schlechter, die Schrift muss eine gewisse Größe haben und meine Bürohände sind eine normale Tastatur gewohnt. Inzwischen läuft der Countdown, es ist nur noch eine Woche bis zur Abreise.

Neben den letzten Vorbereitungen stehen auch bereits die ersten Abschiede an. Es ist unwirklich für mich. Mein Kopf lässt übermäßige Traurigkeit nicht zu. Es ist, als wenn er einfach die Dinge abwehrt, die zu bitter und als Nebenerscheinungen sowieso unausweichlich sind. Erst sind die Kollegen dran, die mir ein Notfall-Köfferchen mit nützlichen Kleinigkeiten schenken. Es ist komisch, nach all den Jahren die Firma zu verlassen, alles hinter mir zu lassen und ins Ungewisse zu ziehen. Aber die Vorfreude ist riesig und mein Entschluss bombenfest. Jetzt tausche ich Marketing und PR gegen Rucksack und Sonnenbrille.

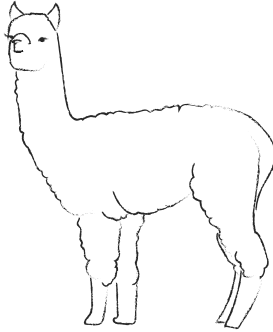
Letzte Treffen mit Freunden und Familie werden arrangiert, traurige Abschiedsworte, herzliche Umarmungen und gute Wünsche scheinen unsichtbar miteinander verwoben zu sein. In der Woche vor der Abreise dann noch ein letztes Treffen mit den engsten Freunden. Kleine Erinnerungsstücke werden uns über Tausende von Kilometern miteinander verbinden. Ich weiß wirklich nicht, wie die Zeit ohne Freunde werden wird. Kann man mental jemals gegen Einsamkeit gewappnet sein?



Dann geht es los mit meinem Monster, dem riesigen, rund zwanzig Kilo schweren Rucksack. Vor dem Bauch noch der kleine Rucksack mit allen wichtigen und wertvollen Dingen. Der wiegt bestimmt auch noch mal fünf Kilo. Eins wird gleich klar: Viel laufen werde ich mit den beiden dicken Rucksäcken eher nicht.

Am Flughafen ein letztes Winken, ein letztes Drücken, es zerreißt mir fast das Herz. Ein absolutes Gefühlschaos macht sich in mir breit: Aufregung, Abschiedsschmerz, Trauer und Freude zugleich. Zum Glück ist Ralph erst einmal mit von der Partie, das macht es natürlich ein bisschen leichter. Fürs Erste kommen wir reibungslos durch die Kontrollen und nehmen schon bald im Flugzeug Platz. Der Klos in meinem Hals schwillt an und gleichzeitig macht mein Herz wilde Hüpfen vor lauter aufgeregtem Glücklichein. Ein letzter Blick auf meine Heimat, auf die grünen Bäumen des Alaufstiegs und dann sind wir auch schon über den Wolken. Meine große Reise kann losgehen, mein Traum sich erfüllen! Liebe Welt, ich bin gespannt, was du für mich bereithältst!

PERU



Mit dem Bus fahre ich entlang des Sees über die Grenze nach Peru. Ich checke in meinem heute sehr günstigen Hostel in der Stadtmitte von Puno ein. Es ist genau sein Geld wert, aber zumindest habe ich das Vier-Bett-Dorm für mich allein. Schnell noch etwas zu essen holen und ein paar peruanische Soles am Bankautomaten ziehen und dann ab ins Bett, denke ich. Aber Puno überrascht mich: Die Stadt ist im Zentrum richtig modern. Ich kann meinen Augen kaum trauen, aber es gibt hier eine richtige Fußgängerzone! Die Straßen sind frisch gepflastert, beleuchtet und zumindest im Zentrum hübsch herausgeputzt. Es ist mächtig was los und das quirlige Summen fröhlicher, spanischer Unterhaltungen in den Straßen reißt mich augenblicklich mit. Anstatt um zehn im Bett zu sein, verliere ich mich in den Straßen und Pubs und ratzfatz ist es wieder nach Mitternacht.

Am nächsten Tag schaue ich mir die schwimmende Stadt der Indigenen *Uru-Aimara* auf dem See an, deren Inseln und Boote aus Totora-Schilf hergestellt werden. Beeindruckend, was es dort trotzdem alles gibt. Alles aus Schilf und irgendwie fühlt es sich unwirklich an, auf einer kleinen schwimmenden Insel zu laufen. Ich darf in eine der Hütten schauen und bekomme noch traditionelle Kleider angezogen, die mir natürlich zu klein sind und vollkommen lächerlich an mir aussehen. Was solls, es ist lustig und ich schieße ein Foto nach dem anderen.

Später geht es auf die kleine Insel *Taquile*, die nur sechs Kilometer lang und einen Kilometer breit ist. Hier scheint die Zeit stehen geblieben zu sein und Traditionen noch zu leben. Es gibt keinen Strom und kein fließendes Wasser, gekocht und geheizt wird mit Feuerholz. Touristen sind eine große Einnahmequelle, sodass die rund 1.600 Taquileños vom Stamm der Inkas mich willkommen heißen und ich eine Demonstration der traditionellen Bräuche erhalte. Eine davon ist, dass die Männer für die Frauen Kleider stricken. Bevor ein Mann eine Frau heiraten darf, muss er ihr beweisen, dass er stricken kann. Das finde ich irgendwie schon wieder modern. Ich übertrage das auf unsere westliche Gesellschaft: Männer müssen kochen, waschen, bügeln können und die Frauen bohren, hämmern, sägen. Die Frauen auf Taquile sind verantwortlich für die Schärpen ihrer Männer, die sie über ein weißes Hemd ziehen. Da hier alles auf dem Rücken den Berg hinauftransportiert wird, stabilisiert die Schärpe die Rücken der Männer und sorgt für ihr Wohlergehen. Die Frauen zeigen unserer Touristen-Gruppe, wie sie die traditionellen Schärpen für ihre Männer herstellen: Auf der Vorderseite wird ein wunderschönes Muster gewebt. Aber die eigentliche Kunst verbirgt sich auf der Rückseite der Schärpe. Sie ist zwar einfarbig, wird aber mit den Haaren der Frau verstärkt. Ein ganz persönliches Stück also für jeden Taquilos Mann!

Wieder zurück in Puno komme ich in den Genuss meiner ersten Nachtfahrt mit einem Bus nach Cusco. Viele Reisende schwören auf Nachtfahrten, weil man sich die Kosten für ein Hostel und einen Tag Reisezeit spart. Für mich ist sie einfach nur grauenvoll. Ich kann überhaupt nicht schlafen, der doppelstöckige Bus schwankt und wackelt, sodass ich mehr als einmal denke, jetzt kippt er um! Der Busfahrer scheint gut drauf zu sein, jedenfalls fährt er ständig mit überhöhter Geschwindigkeit (es gibt extra eine Geschwindigkeitsanzeige für die Fahrgäste). Und das soll eine der sichersten Busgesellschaften Perus sein? Der Bus hält nicht ein einziges Mal, was bedeutet, dass der Busfahrer unglaubliche acht Stunden am Stück durchfährt! Der Begriff Sicherheit muss hier wohl nochmals neu definiert werden. Früh morgens komme ich völlig erledigt im Hostel an. Ich nutze die Möglichkeit des Pre-Checkins und kann zum Glück noch ein paar Stunden schlafen. Beim Frühstück lerne ich eine



nette Französin kennen, die mir etwas von einem Volunteering im Norden Perus erzählt. Dort war sie ein halbes Jahr als Assistentin in einer Schule, an der hauptsächlich Kinder armer Bauern aus ländlichen Gegenden unterrichtet werden. Das hört sich interessant an, würde mir bestimmt auch Spaß machen. Irgendwann möchte ich noch ein Volontariat machen, um außer den touristischen Schönheiten noch andere Erfahrungen und Eindrücke sammeln zu können.

Nach einer Stadtbesichtigung durch Cusco mache ich nicht mehr viel, sitze noch im Innenhof des Hostels mit anderen Reisenden zusammen und höre mir deren Pläne an. Spät wird es nicht, schließlich werde ich am nächsten Tag schon wieder vor Sonnenaufgang abgeholt, um den Rainbow Mountain zu besuchen.

»Warum tue ich mir das immer wieder an?«, frage ich mich zum wiederholten Mal. Irgendetwas in mir möchte einfach hoch auf die Berge – ohne wirklichen Sinn dahinter. Das war schon vor meiner Reise um die Welt so. Magisch zieht es mich in die Höhe, obwohl es mir körperlich viel abverlangt. Die *Rainbow Mountains* heißen ursprünglich *Vinicunca* und befinden sich in den Anden des südöstlichen Perus. Ungefähr drei Stunden lang fahren wir von Cusco immer weiter aufs Land und hinein in die Berge. In einem kleinen Bergdorf frühstücken wir peruanische Tamales, das sind Maistaschen gefüllt mit Spinat, Käse, Hackfleisch oder in der süßen Variante mit Rosinen und Zuckermasse. Ich kann mich gar nicht sattessen an dieser Leckerei, die ich hier kennenlerne.

Es geht weiter. Rechts und links türmen sich die dunkelgrünen Berge mit den typisch terrassenartigen Wellen auf. Männer und Frauen in charakteristisch peruanisch gemusterten Ponchos arbeiten auf den Feldern, sehr junge Frauen, vielleicht gerade mal sechzehn Jahre alt, haben ihre Babys auf die Rücken gebunden. Von einem Parkplatz in Qesoyuno, auf 4.600 Metern, geht es dann zu Fuß los. Und sofort macht sich die Höhe bemerkbar. Während der drei Stunden zum Gipfel auf 5.200 Meter muss ich alle paar Schritte stehen bleiben, um wieder genügend Sauerstoff zu bekommen. Die Beine sind schwer, die Luft ist knapp. Es gibt zwar das Angebot, ein Stück der Strecke auf ein Pferd umzusteigen, aber das fände ich geschummelt. Wenn, dann möchte

ich den Aufstieg aus eigener Kraft schaffen! Das letzte Drittel ist am steilsten. Wenige Meter vor mir muss sich eine Trekkerin hinsetzen, sie kann nicht mehr. Ihr Freund versucht sie wieder hochzuziehen, doch sie weigert sich. Da hilft den beiden nur eines: Absteigen.

Das kommt für mich nicht infrage! Ich kämpfe mich weiter nach oben und kann schon den Rest der Gruppe am Ziel sehen. Noch mal eine kleine Pause einlegen, tief durchatmen, soweit es die dünne Luft eben zulässt, und weiter. Und: Ich schaffe es! Wenn auch wieder als letzte der Gruppe. Ein blödes Gefühl, das aber durch die herzliche Begrüßung der anderen wieder verblasst. Auf dem Gipfel weht ein eisiger Wind, Daunenjacke, Mütze und Handschuhe kommen nach langer Zeit wieder zum Einsatz. Die Berge, die aussehen, als wenn jemand bunten Sand Schicht für Schicht aufgeschüttet hätte, bestechen durch farbenfrohe Schönheit. Ich möchte diesen fantastischen Anblick natürlichen Wunderwerks dauerhaft auf einem Foto festhalten, wofür mir ein geschäftstüchtiger elfjähriger Peruaner sein flauschiges Alpaka an die Seite stellt. Da stehen wir nun, beide verwuschelt und tapfer in die Kamera lächelnd.

Ein lustiger Peruaner mit wettergegerbtem Gesicht und freundlichen Sprüchen verkauft in einem provisorischen Imbiss Müsliriegel und heißen Tee. Die bunten Puschel an seinem Hut passen perfekt zum bunten Rainbow Mountain. Nach einer Tasse Tee und einer kurzen Pause mache ich mich wieder an den Abstieg, mir reicht's für heute.

Am Fuße des Berges, feiern die indigenen Bewohner der umliegenden Dörfer heute den »Tag der Frau«, mit bezaubernden bunten Kleidern und traditionellen Tänzen. Sie tanzen, drehen sich mit weitschwingenden Röcken und pludrigen Hosen zu klassisch peruanischer Musik, lachen, klatschen und feiern ausgelassen. Ein großartiger Anblick! Lustig feiernde Frauen, Männer und Kinder inmitten von grünen Berge. Diese Berge habe ich sowieso sofort ins Herz geschlossen: Sie sehen aus, als wenn sie jemand mit grünem Samt bezogen hätte – weich und angenehm, als könnte man sich bedenkenlos und gemächlich darauf ausruhen. Vor allem überrascht mich dieses durchdringende Grün in einer Höhe von 4.000 Metern! In Europa gibt es oberhalb von 3.000 Metern nur noch wenig davon zu sehen.



MACHU PICCHU - INKASTADT IN DEN ANDEN

Es sind noch kaum Menschen unterwegs, als ich früh morgens noch reichlich müde zur Travelagency schlendere, die sich ein paar Straßen von meinem Hostel entfernt befindet. Noch weiß ich nicht, was für ein Abenteuer mich heute erwartet! Es ist noch nicht viel los auf den Straßen, die Stadt erwacht eben erst. Heute mache ich mich auf den Weg zur berühmtesten Inka-Stätte: Machu Picchu. Die wollte ich schon immer mal sehen! Und obwohl es mit Sicherheit eine absolut touristische Hochburg ist, muss ich mir das einfach mit eigenen Augen anschauen, mir selbst ein Bild machen, die Atmosphäre einsaugen und auf mich wirken lassen. Rund fünfundsiebzig Kilometer nordwestlich von Cusco liegt das im 15. Jahrhundert erbaute mystische Machu Picchu auf 2.430 Metern Höhe, oberhalb des Urubambatales. Die rund 1.000 Meter Höhenunterschied zu Cusco führen Besucher in eine ganz andere Vegetation. Es gibt mehrere Möglichkeiten, zum Machu Picchu zu gelangen: Entweder man begibt sich auf einen mehrtägigen Trekk dorthin, wie zum Beispiel den Inka-Trail oder den Salkantay-Trail, oder man nimmt den Zug nach Aguas Calientes, auch Machu Picchu-Dorf genannt, dem Ausgangs- und Übernachtungspunkt für Machu Picchu-Besucher. Oder man fährt wie ich mit dem Bus bis nach Hydroelectrica und läuft ein paar Stunden nach Aguas Calientes.

Ich erwarte eine Touristengruppe vor einem Reisebus, sehe aber niemanden vor dem kleinen Reisebüro, in dem ich zwei Tage zuvor den Trip gebucht habe. Jetzt werde ich unsicher. Bin ich zu spät? Zu früh? Habe ich den falschen Treffpunkt im Kopf? Schnell schaue ich noch mal auf die Bestätigung. Nein, Zeit und Ort stimmen. Auch eine Viertelstunde später passiert noch nichts. Ich versuche, die Agentur zu erreichen, lande aber nur auf der Mailbox. Nach zwanzig Minuten fährt endlich ein kleiner VW-Bus vor. Von wegen großer Reisegruppe. Im Bus sind nur ein Chilene und ich. Das ist ja fast ein Privatflug! Er ist ein paar Jahre jünger als ich, echt nett und versucht sich mit mir auf Spanisch zu unterhalten. Das ist natürlich eine holprige Sache, aber irgendwie geht es einigermaßen. Die Busfahrt dauert ungefähr sieben Stunden und führt über den Abra Malaga Pass auf 4.200 Metern. Danach geht es hinab

bis nach Hydroelectrica. War ich vor zwei Tagen noch voll überzeugt, dass eine Busfahrt eine gute Alternative sei, kommen mir jetzt Zweifel. Stundenlang fahren wir in Kurven hinauf und hinunter. Ich muss mich konzentrieren, damit das schwankende Gefährt meinen Magen nicht in zu viel Wallung versetzt. So viele Kurven! Bin ich froh, als wir endlich in dem Minidorf Hydroelectrica ankommen. Beim Mittagessen treffen wir noch ein paar andere Reisende und zusammen treten wir den dreistündigen Fußmarsch nach Aguas Caliente an. Ich muss mich ganz schön anstrengen, um mit der Truppe mithalten zu können, aber das bin ich inzwischen gewohnt. Zwischendurch denke ich mir, dass ich wirklich stolz auf mich sein kann, mir diesen Traum auch noch mit über vierzig zu erfüllen, und eine Wanderung durch diese Wahnsinnsgegend mitmache. Ganz im Gegensatz zu den bisherigen Wanderungen, die sich hauptsächlich in bergigem Umfeld abgespielt haben, bewege ich mich hier in einer ganz anderen Vegetationsebene. Der Weg entlang der Bahnschienen hat etwas Abenteuerliches, wie aus einem Film, hinein ins Nirgendwo. Rechts und links säumen tropische Sträucher, Stauden und Bäume die Schienen, die auf Holzplanken genietet sind und nur eine schmale Spur von ungefähr eineinhalb Metern daneben für die Wanderer lassen. Ich denke an Deutschland und dass es niemals erlaubt wäre, so nah an den Gleisen beziehungsweise hin und wieder auch auf den Gleisen entlangzulaufen. Ein Zug nähert sich. Er ist nicht schnell, aber der Weg an dieser Stelle sehr schmal, sodass ich ausweichen muss. Ich trete einen Schritt zurück, verliere auf dem glitschigen Untergrund den Halt und falle den Abhang hinter mir hinunter. Zum Glück hält mich das Gestrüpp des Regenwalds davon ab, weiter hinabzurutschen! Doch auf dem Boden liegend sehe ich nur einen Meter von mir entfernt eine braun-schwarze Schlange liegen. Sie erschrickt mindestens genauso sehr wie ich, nimmt schnell Reißaus und ist auch schon verschwunden. Bevor mich hier noch irgendwelche Spinnen begrüßen, befreie ich mich von den grünen Lianen und Blättern und krabbele auf allen vieren wieder hinauf zur Bahnstrecke. Puh, das ist nochmal gut gegangen! Ich bin froh, dass nichts weiter passiert ist und ich mir nichts verstaucht habe oder von einem Tier gebissen worden bin. Die anderen schauen mich besorgt an, können aber dann mit mir über meinen kleinen Dschungelausflug lachen.



Irgendwann fängt es an zu regnen. Ich packe mein blaues Cape aus, das mich und meinen Rucksack trocken halten soll. Doch die Luftfeuchtigkeit hier ist so hoch, dass sich unter dem Cape alle Feuchtigkeit sammelt und ich trotzdem klatschnass werde. Nach drei Stunden kommen wir in Aguas Caliente an, einer touristischen kleinen Stadt mit Hotels, Restaurants, Bars und etlichen Souvenirshops. Die anderen verabschieden sich in ihre Hostels und ich verbringe das Abendessen mit meinem Chilenen Rodrigues. Mit jedem Cocktail klappt die Kommunikation auf Spanisch besser. Er erzählt mir von seiner Ex-Frau, von seinen Kindern, wie er lebt und dass er einen guten Job hat. Er erzählt von den Unterschieden zwischen Chile und Peru und dass die Leute vom Land ein hartes Leben führen. Mit vierzehn Jahren Kinder zu bekommen ist hier keine Seltenheit. Die Vorstellung ist schockierend für mich. Drei Cocktails später lassen wir uns zu einem Tänzchen hinreißen. Weitere Reisende gesellen sich zu uns, es ist ein lustiger Abend. Leicht schwankend, aber bester Laune gehen wir zum Hotel zurück. Es ist spät und ich beschließe spontan zu kneifen und morgen früh doch nicht zum Machu Picchu hochzulaufen, sondern den Bus zu nehmen.

Gute Entscheidung! Es geht immerhin 400 Höhenmeter nur Treppenstufen hinauf und nein, ich muss nicht immer alles mitnehmen. Stattdessen soll ich mich mit der Trekking-Gruppe am Eingang treffen, die die letzten vier Tage über den Salkantay-Trekk zum Machu Picchu gelaufen ist. Keine Ahnung, wie es immer funktioniert, aber irgendwie finden der Guide und ich uns zwischen den vielen Menschen, die am Eingang warten. Die Tickets sind nur für ein bestimmtes Zeitfenster gültig, deswegen wollen alle schnell rein und außerdem geht bald die Sonne auf und das, so heißt es, soll wirklich spektakulär sein. Wir arbeiten uns auf ein Plateau hinauf, schauen auf die weitläufigen Ruinen der Inka-Stätte hinunter, als die Sonne sich langsam zwischen den saftig grünen, kegelförmigen Berge durch die Wolkenfetzen schiebt. Mystisch liegen die Reste der kleinen Stadt auf den hellgrünen Terrassen. Oder war es doch eine Pilgerstätte? Bis heute kann keiner mit Sicherheit sagen, was damals geschehen ist und warum die Inkas diesen Ort urplötzlich wieder verlassen haben.

Fünfundvierzig Minuten weiter bergauf, beim Sonnentor *Intipunku*, erfasst man das ganze Ausmaß der mehrere Hundert Meter ins Tal hinabstür-

zenden Hänge, die in dunklen Schluchten enden. Unwirklich schmiegen sich die Grundrisse der Häuser an den Bergkamm. Ich kann es nicht erklären, aber durch die Gemäuer zu schlendern, die konsequent nach dem Lauf der Sonne ausgerichtet sind, hat seine ganz eigene Energie, fast ist es ein mystischer Sog, der mich mit hineinzieht in längst vergangene Zeiten. Es scheint, als würde der Ort, trotz des Trubels, eindringlich und ungeachtet des zeitlichen Kontextes von mir Besitz ergreifen wollen. Es fühlt sich unwirklich an, ergreifend, überwältigend, aber nicht bedrohlich – wie auch, ich bin hier, nüchtern betrachtet, mit vielen anderen und schaue mir tote Steine an.

Als ich nach Hydroelectrica zurücklaufe, bin ich froh, morgens nicht von Aguas Caliente aus hochgelaufen zu sein. Stufe an Stufe, steil, ungleich hoch und mit hundertprozentiger Sicherheit unglaublich anstrengend, laufe ich die Treppen nur hinunter. Das reicht mir und meinen Knien bereits. Nach zweieinhalb Stunden komme ich dann etwas erledigt in Hydroelectrica an und bin froh, im Bus nach Cusco zurück ein paar der gestern versäumten Stunden Schlaf nachholen zu können. Dieses Mal ist das Gewackel des Buses zum Einschlafen ganz gemütlich.

Den nächsten Tag gönne ich mir eine kleine Pause, verbringe ihn hauptsächlich auf dem Patio des Hostels. Dort kommen und gehen viele Reisende, während ich auf den gut gepolsterten Bänken herumlümmele. Die Gespräche und der Tag plätschern dahin. Ben aus Nürnberg hat von einem Restaurant gehört, in dem die Einheimischen bevorzugt *Cui* essen – Meerschweinchen. Für uns Europäer mit einem gewissen »Aber ...« verbunden. Das »Aber« heißt für mich: Ist ein Meerschweinchen wirklich anders wertvoll oder anders zu betrachten als ein Kaninchen, Ferkel oder Kalb? Ich denke nicht. Wer sich entscheidet, Fleisch zu essen, nimmt billigend in Kauf, dass das Leben eines Tieres vorzeitig beendet wird. Ich würde sogar so weit gehen, zu behaupten, dass Meerschweinchen in den meisten Fällen ein artgerechteres und längeres Leben im Verhältnis zu den Nutztieren verbringen. Und weil ich auch aufgebrochen bin, um die Eigenheiten eines Landes zu erfahren, landen wir an diesem Abend in genau jenem Restaurant. Es ist nur von Einheimischen belegt, ein gutes Zeichen. Rund eine halbe Stunde später liegt es dann auf unserem Teller.



Alles noch dran: Füße, Kopf, der Länge nach halbiert, in knusprigem Braun. Ein grotesker Anblick, der mich zwischen Neugierde und Abscheu taumeln lässt. Am Ende siegt die Neugierde. Es schmeckt zugegebenermaßen sogar ganz gut, irgendwo zwischen Hähnchen und Schwein. Viel dran ist allerdings nicht an dem armen Ding, wir essen es zu zweit und bestellen uns noch eine Ladung Kartoffelspalten dazu. Ein weiteres Mal werde ich Cui nicht bestellen. Aber nur wegen meiner bisherigen Konditionierung von Moral – die eigene Kultur verleugnen geht eben auch nicht so einfach.

DER CANYON UND AREQUIPA

Seit ein paar Tagen liegt etwas in der Luft. Ich fühle mich beschwingt und energiegeladen für meine weitere Reise und kann auch wieder die Schönheiten meiner Umgebung aufnehmen.

Und so gefällt mir Cusco richtig gut. Nichtsdestotrotz mache ich mich nach ein paar Tagen wieder auf den Weg.

Über Nacht geht es in das schöne Arequipa, das mit vielen Gebäuden aus der Kolonialzeit aufwarten soll und politischer, wirtschaftlicher und kultureller Mittelpunkt des südlichen Perus ist. Dieses Mal fahre ich mit der Busgesellschaft *Cruz del Sur*. Es ist ein absolut komfortabler Doppeldecker-Bus, sehr modern mit blauer LED-Beleuchtung und weichen Sitzen. Wir sind nur wenige an Bord, das macht es gleich entspannter. Ich habe extra einen Platz unten reserviert, damit es auf der Fahrt nicht so sehr schwankt. Und obwohl die Lehne auch wirklich weit nach hinten geklappt werden kann, ist an Schlaf nicht zu denken, ständig wache ich auf, befinde mich nur im Halbschlaf. Entsprechend müde komme ich morgens um sechs in Arequipa an.

Verschlafen öffnet mir ein junger Mann nach mehrmaligem Klingeln die Türe. Das Hostel hat auf Booking ein Rating von 9,4, war aber supergünstig. Keine Ahnung, woher das Rating kommt, schön ist anders. Aber die Leute sind total nett. Ich bekomme Frühstück und es sitzen alle gemeinsam an einem Tisch. Da das Hostel nicht groß ist, lerne ich die meisten meiner temporären Mitbewohner schnell kennen und werde herzlich in die Runde aufgenommen.

Später mache ich mich auf die Suche nach einem Anbieter für den Treck durch den *Colca-Canyon*, den mir mehrere Reisende empfohlen haben. Es ist einer der tiefsten Canyons der Welt und angeblich beeindruckend zu durchwandern. Ja, auch ich habe inzwischen begriffen: Wer in der Welt die wahren Naturschönheiten intensiv erleben möchte, kommt um Wandern, Trekken, Steigen nicht herum! Ich entscheide mich für die Slow-go-Variante, das heißt, in drei Tagen durch den Canyon, nur vier Stunden laufen pro Tag.

Bereits einen Tag später werde ich von der Treckinggruppe mit einem Reisebus abgeholt. Es ist wieder einmal sehr früh am Morgen und ich frage mich zum wiederholten Mal, warum eigentlich alle Aktivitäten in Peru immer unverschämt früh starten.

Unser erster Stopp im Canyon ist der hoch frequentierte Aussichtspunkt *Condor View-Point*. Leider bleiben wir hier nur eine halbe Stunde, gerade genug Zeit, eine gute Stelle auf der Aussichtsplattform entlang der gemauerten Absperrung hinunter in den Canyon zu ergattern. Viele Vögel sehen wir nicht und Enttäuschung macht sich bereits breit. Aber dann ist er plötzlich da! Über unseren Köpfen sehen wir den schwarz-weißen Condor fliegen. Majestätisch segelt er mit ausgebreiteten Schwingen durch die Lüfte, entlang des Canyons, ganz nah an uns vorbei und verschwindet dann wieder in den Untiefen, fliegt wieder nach oben, kommt näher, verschwindet wieder. Ich hätte ihm gern noch länger zugesehen, aber wir werden zurück zum Bus gescheucht. Die Fahrt geht noch eine Stunde weiter, nur um uns dann im Nirgendwo aus dem Bus zu schmeißen. Wir werden in in unterschiedliche Gruppen aufgeteilt: Zweitagesgruppe, Dreitagesgruppe. Meine Dreitagesgruppe macht auf den ersten Blick einen gut durchmischten, sympathischen Eindruck. Außer mir sind es noch vier Paare und eine Familie mit relativ kleinen Kindern, zehn und zwölf Jahre alt. Nach fünfzehn Minuten Fußmarsch taucht wie aus dem Nichts ein supermodernes Gebäude auf, ein Museum zum Colca-Canyon und der Umgebung, wie sich herausstellt. Ich muss wieder einmal über die Peruaner schmunzeln: Das Museum ist nur zur Hälfte beleuchtet, in der anderen Hälfte funktioniert das Licht nicht mehr. Zwei riesige Wandplakate sind herunter-



gefallen und liegen jetzt einfach am Boden. So was würde im perfekten Deutschland niemals passieren!

Nach der kurzen Besichtigung des Museums und mit datenreichen Fakten gefüttert (im Canyon gibt es über hundert Vogelarten, über dreihundert Pflanzenarten und mehr als dreißig Kakteenarten) beginnt die eigentliche Wanderung. Wir laufen drei Stunden lang durch die sagenhafte Schlucht bergab. Die Hänge sind alle erstaunlich grün, Sträucher und große Kakteen wechseln sich ab, dazwischen sind immer wieder auch Blumen zu sehen. Am frühen Nachmittag kommen wir bereits an unserer Unterkunft für die Nacht an, einem einfachen Haus mit ein paar Hütten daneben. Es gibt zumindest festinstallierte Toiletten und eine solarbetriebene Dusche im Wellblechhäuschen, was sich in dieser einsamen Gegend wie echter Luxus anfühlt. Nach dem Lunch sitzen wir herum, spielen Karten und unterhalten uns mit dem Guide. Der ist gerade mal zweiundzwanzig und erzählt von seiner Dealer Karriere in High School-Zeiten. Dass sogar seine Lehrer bei ihm Gras gekauft hätten und dass er jetzt nur noch hin und wieder kifft. Ich frage, ob es in Peru normal ist, Drogen zu konsumieren. »Ja, sicherlich. Ist aber lange nicht mehr so schlimm, wie es mal war«, meint er augenzwinkernd. Ehrlich gesagt hatte ich das bis jetzt nicht wirklich wahrgenommen. Oder wollte ich es nur nicht sehen?

Der Abmarsch am nächsten Tag ist auf eine humane Uhrzeit angesetzt. Es geht ein bisschen hoch, ein bisschen runter und zum Schluss noch mal etwas steiler hinauf. Die ganze Zeit hat man den reißenden Fluss in den Tiefen des Canyons im Blick. Schön ist es hier, sehr leise. Selbst das Rauschen des Flusses tritt in den Hintergrund, wird verschluckt von den hoch aufragenden, grünen Bergen. In der Ferne zeigen sich schneebedeckte Gipfel und bilden eine beeindruckende Kulisse für den Canyon. Hin und wieder kreist ein Condor über uns, das macht die Idylle perfekt. Nach vier Stunden kommen wir bereits in unserem zweiten Domizil in Sangalle de Oasis an. Es ist wirklich eine Oase: Palmen, bunte Blumen ein warmer Bachlauf und sogar ein Pool mit Liegen und Hängematten laden uns zu einem entspannten Nachmittag ein. Ich bin froh, die Dreitagestour gebucht zu haben. Machbar wäre alles andere auch

gewesen, aber es ist einfach entspannter und ich kann die ganze Schönheit des Canyons genießen und aufsaugen.

Tag drei ist hart... Wir marschieren bereits um 4:30 Uhr in der Dunkelheit los. Meine Stirnlampe gibt nach einigen Minuten Fußmarsch bereits den Geist auf. Mist, wie soll ich jetzt sehen, wohin es weitergeht? Ein netter Holländer erbartet sich und bleibt bis zum Sonnenaufgang mit seiner Stirnlampe bei mir – natürlich an letzter Stelle. Das finde ich super von ihm und weiß es sehr zu schätzen! Zähe dreieinhalb Stunden geht es im Schneckentempo nach oben. Mit mir läuft inzwischen eine andere Deutsche, die immer wieder Kreislaufprobleme hat und deswegen auch von der Zwei- in die Dreitagesgruppe gewechselt hat. Ein Pärchen, halb indisch, halb deutsch, hat sich unserer Nachzügler-Truppe ebenfalls angeschlossen. Je länger der Aufstieg dauert, desto besser läuft es bei mir. Und siehe da, ich bin nicht die Letzte, die ankommt. Zu viert erreichen wir das Ziel, hach, ein Hoch auf das Gemeinschaftsgefühl! Wir werden mit Applaus auf der Canyon-Höhe empfangen, das tut gut. Die anderen warten schon eine halbe Stunde und sind entsprechend erholt, selbst die Kinder hüpfen bereits wieder ausgelassen durch die Gegend. Aber das kann meine Freude darüber, es geschafft zu haben heute nicht trüben.

Nach einem leckeren Frühstück bei der Mama unseres Guides, die uns herzlich mit Umarmung begrüßt, geht es mit dem Bus und einem Zwischenstopp mit heißem Bad in Thermalquellen zurück nach Arequipa.

Dort erwartet mich eine böse Überraschung: Meine Hostelreservierung für die nächsten beiden Nächte wurde nicht eingebucht, sodass ich mir schnell noch eine neue Unterkunft suchen muss. Dank sei den diversen Online-Plattformen, durch die ich schnell eine Alternative finde! Mein neues Hostel liegt zwar nicht ganz so zentral, sieht aber zumindest im Netz etwas gemütlicher aus.

Als ich ankomme, stelle ich überrascht fest, dass es keinen geschlossenen Gemeinschaftsraum gibt, nur offene Terrassen. In meinem Sechsbett-Frauendorm ist außer mir noch eine Koreanerin, die allerdings nur wenig Englisch spricht. Dann werde ich die nächsten Tage wohl eher allein verbringen. Das



fühlt sich aber nicht schlimm an, schließlich hatte ich jetzt drei Tage am Stück konstant Leute um mich herum.

Ich traue mich jetzt einfach – es ist bitter nötig! Da ich mit sehr früh ergrautem Haar gesegnet bin, muss endlich wieder Farbe drauf. Kein einfaches Unterfangen im Ausland. Statt dauerhafter Farbe, die ich bei einem Farbumfall einst zu Hause mühsam wieder herauswachsen lassen musste, will ich nur eine semi-permanente Tönung für meine Haare. Ich buche einen Termin bei einem wirklich schicken Friseursalon, der so auch in jeder deutschen Stadt zu finden sein könnte. Hier möchte ich mir heute meine Haare tönen und auch gleich ein ganzes Stück abschneiden lassen. Hoffentlich versteht mich der Friseur. Aber er kann nur Spanisch! Ich zeige ihm ein Foto, versuche ihm mit meinen rudimentären Spanischkenntnissen (das Kapitel »Beim Friseur« gab es in meinem Spanischkurs leider nicht) klarzumachen, dass ich nur eine Tönung möchte. Eine nette Frau neben mir versteht mich und übersetzt spontan. Danke, liebe Frau Nachbarin, dich hat das Universum geschickt, wie so oft auf dieser Reise, kommt von irgendwo eine helfende Hand. Mein Friseur verkündet sich etwas, schneidet haargenau jede einzelne Strähne meiner Haare. Und heraus kommt – tadaaa, eine richtig gute Frisur! Ich bin total glücklich, dass es so gut geklappt hat! Gracias! Den neuen Style möchte ich gleich noch mit ein paar neuen Klamotten krönen, finde aber nichts, was mir gefällt. Nach einem halben Jahr aus dem Rucksack, ohne Styling, ohne großen Schick, sehr pragmatisch, kommt dann doch wieder der Genussmensch in mir durch. Klar kann man mit drei T-Shirts zurechtkommen – aber irgendwann hat man einfach die Nase davon voll und möchte sich wieder in etwas anderem sehen. Eine Outdoorhose ist wirklich robust, leicht und knitterfrei – aber eine stylische Jeans wäre doch auch mal wieder schön. Die ist mir dann aber doch zu gewichtig für meinen Rucksack, so lasse ich sie schweren Herzens liegen.

Am Sonntag werde ich in der Morgendämmerung zusammen mit einer anderen Deutschen am Hostel abgeholt. Mit meinem riesigen Backpack hinten und dem kleinen vorn, falle ich in dieser frühen Morgenstunde erst mal die Treppe runter. Ein Vorteil der Rucksäcke ist, dass sie mich vor schlimmeren

Verletzungen bewahren. Sie sind aber auch gut, um übergriffige, tatschende Hnde abzuwehren, dienen als Knautschzone auf den holprigen Straen oder als Unterlage bei unvorhergesehen Mdigkeitsanfllen. Die Lippe blutet, das Schienbein ist aufgerissen, ich komme mir selten dmmlich vor, aber sonst ist nichts passiert. Also humple ich tapfer zu unserem Bus. Fr die nchsten Tage habe ich mir eine Busgesellschaft ausgesucht, die nur von Touristen genutzt wird, und die Hauptattraktionen bis Lima anfahrt. Das Gute ist, dass man sich sein Hostel von den Busgesellschaften buchen lassen kann und direkt abgeholt wird, sodass man sich allgemein wenig Gedanken machen muss. Ganz ehrlich? Das ist nach einem halben Jahr pausenlosen Organisierens und Informierens auch mal angenehm. Bis auf die Zeit mit meinem Mann habe ich nirgends gro im Voraus geplant und gebucht, schließlich will ich flexibel sein, erleben, was mir gerade geboten wird. Ich hatte mich noch nicht im Detail mit den Lndern beschftigt, bevor ich los gereist bin. Das hat aber zur Folge, dass ich viel Zeit mit Recherche und Planung whrend der Reise verbringe. Also geniee ich diesen Service fr die nchsten Wochen und whle wie aus einer Menükarte, wo ich als nchstes bernachten mchte.

Kurz nach Arequipa verwandelt sich die Landschaft. War es eben noch grn, umgibt uns jetzt sandige Wste bis hin zur Steilkste, an der wir entlangfahren. Mitten im Nirgendwo machen wir einen kleinen Zwischenstopp an ein paar Vertiefungslinien im Boden und einem Aussichtsturm aus Metall. Vom Boden aus nicht wirklich zu erkennen, nur circa zwanzig Zentimeter tief, ergeben die Vertiefungslinien von der Plattform des Aussichtsturms betrachtet verschiedene Bilder: einen Baum, eine Ameise, einen Salamander ... Sie heien *Nazca-Linien*, erklrt uns der Busfahrer. Erstaunlich sehen sie aus, diese Figuren, die sich ber hunderte von Metern erstrecken und nur aus der Vogelperspektive als Form zu erkennen sind. Und ich frage mich, ob das ein Touristen-Nepp ist oder ob diese Zeichen aus mystischen Zeiten untergegangener Kulturen dieser Gegend stammen. Ufos, Wasserlinien, Prozessionswege; alles war schon als Herkunft im Gesprch. Jedoch hat sich keine dieser Theorien je besttigen lassen und so bleibt es offen, wie sie letzten Endes entstanden sind.



HUACACHINA - LICHTER ZWISCHEN SAND

Unser heutiges Ziel ist Huacachina, ein kleines Oasendörfchen mitten in der Wüste. Angekommen im Dorf juble ich vor mich hin – endlich stehe ich in der Wüste, wie ich sie mir ausgemalt hatte! Sanddünen, wohin das Auge schaut, sonst nichts. Huacachina ist winzig und achtzig Prozent der Leute, die sich dort aufhalten, sind Touristen. Die Sanddünen reichen tatsächlich bis zu den Häusern, kein Abstand hinter den Häusern schützt die Gebäude vor abrutschendem Sand. Das Hostel »Banana´s« ist total schön, mit Bar, Pool, Hängematten, Sofas, Sitzcken und dazwischen viel Grün. Ich bin mit drei Engländern, alle Anfang zwanzig, auf dem Zimmer. Und sie informieren mich direkt: »Wir werden Party machen. Wir hoffen, du wirst uns nicht zu sehr hassen.« Na, das kann ja heiter werden. Da ich ebenfalls Lust auf Tanzen habe, komme ich, nachdem uns der Barkeeper um zehn Uhr aus der hosteeigenen Bar rauswirft, mit ins »Wild Rover«, eine Location, die berüchtigt für ihre Partys ist. Also werde ich mal wieder tanzen, es ist jetzt schon ein paar Wochen her, dass ich das letzte Mal ausgiebig gefeiert habe. Mit von der Partie sind meine drei Zimmergenossen und Mandy und Debby, zwei Amerikanerinnen, die ebenfalls im Hostel übernachten. Natürlich bin ich wieder mit Abstand die Älteste, aber es kümmert mich nicht. Ist man jemals zu alt zum Feiern? Mein Guide vom Bus ist auch da und gibt mir einen Drink nach dem anderen aus. Die Stimmung ist ausgelassen, es gibt immer wieder Shots aus der Flasche direkt in den Mund, und wer sich traut, tanzt auf der Bar. Und das sind mit steigendem Alkoholpegel immer mehr, auch die, die sich kaum mehr auf den Beinen halten können. Warum eigentlich nicht? Hemmungslos ziehen mich die Mädels mit auf den Tresen und schon schwingen wir die Hüften, lachen uns kaputt und schütten Schnaps in die gierigen Münder der Gäste.

Irgendwann schließt die Bar, doch da wir noch nicht genug haben, gehen die zwei Amerikanerinnen, der Guide, ich und ein paar andere Leuten in die Disco nebenan. Nett hier: Open-Air und mit aufgeschüttetem Sand tanzen wir barfuß auf Reggaeton, der in Südamerika überall zu hören ist. Nur die peruanischen Männer lassen einen nicht in Ruhe. Ständig wollen sie tanzen und mein Guide rettet mich vor dem ein oder anderen nervigen Typen. Irgend-

wann haben wir dann doch genug. In den frühen Morgenstunden müssen wir den Rezeptionisten des Hostels mit wildem »Hola! Hello, we want to go in!« aus dem Tiefschlaf holen, da die Tür abgeschlossen ist. Wir hören ihn auf der anderen Seite auf das Tor zu schlurfen, aber dann geht das Schloss nicht auf und wir stehen blöd auf der Straße herum. Eigentlich wollten wir im Bett schlafen und nicht hier vor der Hosteltür. Ungeduldig lehnen wir uns an die Wand, die Augen halb geschlossen maulen wir über die Situation. Die Nachtkälte kriecht langsam meinen Rücken entlang und ich sehne mich nur noch nach meinem warmen, kuscheligen Bett. Minute um Minute vergeht, der Rezeptionist scheint ein Werkzeug nach dem anderen auszuprobieren, telefoniert wild in der Gegend herum. Nach einer gefühlten Ewigkeit schafft er es dann endlich und mit einem lauten Klick öffnet sich die Tür.

Ich betrete mein Dorm und was sehen meine müden Augen? Die Engländer sind schon da! Ich kichere leise in mich hinein, von wegen Party-Animals. Bei näherem Hinsehen hatte sich einer von ihnen wohl nicht mehr ganz unter Kontrolle. Seine Kleider liegen vor dem Bett und er liegt splitterfasernackt vor mir. Eine Decke braucht er in seinem Zustand anscheinend auch keine mehr. Ein fettes Grinsen breitet sich auf meinem Gesicht aus – das muss ich festhalten! Ich zücke mein Handy ...

Den nächsten Vormittag lasse ich gemütlich auf der Liege am Pool vorbeiziehen, bis Mandy, Debby und ich nachmittags eine Erkundungstour unternehmen. Vor uns liegen meterhohe Sanddünen ohne Bewuchs, einzig ein paar interessante Fahrzeuge mit grünem Rahmen aus Metall, einem Überrollbügel und großen Reifen stehen am Fuß der Düne. Sandbuggy/Sandboarding-Tour steht dort auf einem Schild geschrieben. Wir schauen uns an und nicken alle gleichzeitig. Beschlossene Sache, wir werden an dieser Tour teilnehmen! Mit ungefähr zehn anderen teilen wir uns den grünen Sandbuggy und platzieren uns dreireihig in dem Gefährt. Ungefähr drei Stunden lang werden wir mit diesem Buggy durch die Sandwüste fahren und immer wieder Stopps zum Sandboarden einlegen. Als wir die erste Düne hochgefahren sind, breiten sich vor uns die typische, unendlich erscheinende Wüstenlandschaft in Braunrot aus. Ein fantastischer Anblick! Die Fahrt ist allerdings alles andere als ruhig:



Es wirft uns von rechts nach links, lässt uns auf den Sitzen hopsen, wir schlingern über den Sand, liegen in der Kurve, die Hinterreifen brechen aus. Der Typ neben mir ist genau das Gegenteil von mir: Er kann gar nicht genug bekommen von dem Gerüttel der Dünenfahrt, während ich ständig denke, wir kippen gleich um. Wir geben ein lustiges Paar ab, sitzen genau hinter dem Fahrer, der über uns lachen muss. Es ist wie in einer Achterbahn. Rauf, runter, seitlich, fast kippen wir um, über eine Kuppe schanzend ins nirgendwo. Ich schreie mir die Seele aus dem Leib, das Herz klopft, die Augen tränen, Adrenalin wird durch meine Adern gepumpt. Damit nicht genug, heißt es als Nächstes »Sandboarding«: Wir bekommen Snowboardbretter, die statt einer Bindung Laschen haben. »Stehend fahren ist für Anfänger wirklich schwierig«, sagt unser Fahrer, »Legt euch lieber bäuchlings auf das Brett.« So machen wir es auch. Der erste Abhang ist noch moderat. Ich schaue mir die Sache bei einigen vor mir an und starte dann selbst. Macht Spaß und fühlt sich nach einer schnellen, aber kontrollierbaren Fahrt an. Die zweite Düne ist auch noch ganz zahm, etwas steiler und länger. Bei der dritten Abfahrt muss ich schon schlucken, traue mich aber schließlich doch und bin schon etwas stolz auf mich.

Dann kommt der letzte Abhang. Er ist unglaublich hoch. Da stehe ich mit zehn anderen erst einmal da und schaue die Düne hinunter, minutenlang. Ich denke: »Ne, das packe ich nicht!« Die beiden amerikanischen Mädels sind ebenfalls sehr skeptisch. Die ersten mutigen Männer legen sich aufs Brett und sausen hinunter. Sie werden kleiner und kleiner und noch kleiner, bis sie zu winzigen Flecken auf dem Sand verschwimmen. »Oh my god, wie hoch ist diese Düne?«, frage ich mich.

Nach und nach trauen sich alle, bis wir nur noch zu dritt oben stehen. Wenn alle das können, dann wir auch! Und schon gehts los. Es ist steil, der Wind nimmt mir den Atem, krampfhaft halte ich die Schlingen des Boards fest, aber es geht immer noch weiter nach unten. Noch steiler, der Wind pustet Sand in mein Gesicht, weiter, weiter, immer schneller, bis zum Schluss noch ein paar Bodenwellen auftauchen, die von oben gar nicht zu erkennen waren. Da schieße ich unsanft drüber und komme ein paar Meter später zum Halten. Juhu, geschafft! Jetzt bin ich wirklich stolz auf mich!

Nachdem wir uns beim Sandboarding bewiesen haben und noch alle gute Laune haben, legt der Fahrer unseres Buggys noch ein Päckchen Risiko drauf. In halsbrecherischem Tempo und stuntreifen Kurven und Drehungen gehts zurück zum Ausgangspunkt unserer Tour. Wow, das war Adrenalin pur! Was für ein riesiger Spaß!

Inzwischen ist es spät, wir sitzen auf den Dünen und schauen auf unsere kleine Oase hinunter. Der Sonnenuntergang verzaubert uns mit seinem glühend roten Licht, welches die Umrisse der Dünen sanft in eine unwirkliche Gegend verwandelt. Die Umrisse verschwimmen langsam, es wird dunkler und dunkler. Der Sonnenuntergang erdet uns nach dem aufpeitschenden Erlebnis von eben. Friedlich und leise summt allein der Wind um unsere Ohren, die feinen Körner rieseln sachte durch meine Finger.

Zurück im Hostel genießen wir leckeres Gegrilltes und gehen dann noch auf ein paar Drinks ins Wild Rover. Dieses Mal lassen wir es um einiges ruhiger angehen, doch meine Engländer sind schon wieder vor mir im Bett. Die »Party-Animals« entpuppen sich einmal mehr als »Party-Pooper«.

Pisco Sour ist das peruanische Nationalgetränk und überall erhältlich. Aus Trauben wird ein Brandy, der Pisco, destilliert und zusammen mit frisch aufgeschlagenem Eiweiß, Limettensaft und ein wenig Zucker zu einem köstlich erfrischenden Getränk gemixt. Pisco ist auch die ursprüngliche Hafenstadt, die sich in der Nähe befindet. Es gibt einige Weinbauern, die über die traditionelle Herstellung aufklären und zu einer Pisco-Tour einladen. Das nehmen meine Amerikanerinnen und ich auf dem Weg zum nächsten Ziel gerne an. Nachdem wir bei ein paar Pröbchen Pisco über die Entstehung des Nationalgetränks aufgeklärt werden, geht es mit dem Bus weiter Richtung Küste, nach Paracas. Der kleine Küstenort liegt an einem Nationalpark mit einer geschützten Insel, die über und über mit wundervollen Seelöwen und deren unzähligen Babys bevölkert ist. Wunderschön, wie sie in der Sonne liegen, sich faul reckeln. Die Männchen beschützen und verteidigen ihre Weibchen und Nachkommen lautstark, das Gebrüll ist auch vom Boot aus gut hörbar. Hunderte



von Vögeln schwirren in Schwärmen von und zur Insel. Ich lasse mir den Wind um die Nase wehen und genieße es, den Duft des Meeres zu riechen, mir kleine Tropfen der Gischt ins Gesicht spritzen und die Sonne ihre Wärme auf meiner Haut verteilen zu lassen. Hmmm, herrlich.

Nach einem kurzen Trip in den Nationalpark an der Steilküste, mit Blick auf das wunderbare, tosende Meer, fahren wir weiter nach Lima.

LIMA

Unser Bus kommt um Mitternacht in Lima an. Ich denke mir: »So spät, da muss ich mich ins Zimmer schleichen, es werden alle schon schlafen.« Von wegen! Auf der Dachterrasse tönt mir heißer Reggaeton entgegen, es ist ordentlich was los: In der einen Ecke wird Bierpong gespielt, auf der anderen Seite ein Tischkicker-Turnier ausgetragen. Alle Sitzecken sind mit lachenden und trinkenden Gestalten gefüllt. Es ist so weit! Jetzt bin ich ohne Vorahnung in einem der berühmtesten Party-Hostels gelandet! Eigentlich wollte ich das vermeiden, schließlich bin ich nicht mehr die Jüngste. Das heißt nicht, dass ich nicht mehr feiern möchte oder kann, aber ich brauche sicherlich doppelt so lang, um mich wieder zu regenerieren, und dafür ist mir dann meine Reisezeit zu schade. Ich bringe mein Gepäck aufs Zimmer und gehe mit dem Vorsatz zurück auf die Terrasse, nur einen kleinen Schlummertrunk zu konsumieren. Eines ergibt das andere, ich finde gleich ein paar interessante Leute zum Quatschen, ein Getränk folgt dem nächsten und ich kann mich geradeso dagegen wehren, nachts um drei noch in einen Club mitgeschleift zu werden.

Am nächsten Tag wache ich natürlich entsprechend spät auf und nutze meinen kleinen Hangover zum Buchen meines Fluges nach Galapagos und um andere organisatorische Dinge zu erledigen. Nachmittags mache ich mich auf den Weg Richtung Strand. Da dieser aber hundert Meter tiefer liegt als die Strandpromenade und ich gerade faul und energielos bin, genieße ich den Blick von oben. Da sitze ich nun gemütlich und beobachte die Paraglider, die gegen das bereits wieder verblassende Sonnenlicht einen wunderschönen Kontrast zu den Skyscrapern der Stadt bilden.

Abends geht das Feiern wieder von vorn los. Ein Kanadier erzählt mir, dass er jetzt schon seit eineinhalb Wochen hier festhängt. »Wie hält man das aus?«, frage ich mich erst noch – um es gleich darauf selbst rauszufinden, denn mein altes »Feier-Gen« ist offenbar tief in mir verankert. Stunde um Stunde zieht an mir vorbei. Man lernt unglaublich viele Menschen in kürzester Zeit auf völlig zwanglose Art und Weise kennen, lacht viel, alles ist easy. Aber: »Kann ich das nicht überall haben? Muss ich dazu ans andere Ende der Welt reisen?«, frage ich mich. Im Moment finde ich es in Ordnung. Dennoch möchte ich hier nicht versumpfen.

Es ist Samstag und ich schleppe mich nach einer weiteren Nacht besinnungslosen Feierns und Tanzens auf eine Stadtführung ins Zentrum. Lima gefällt mir richtig gut. Die herrschaftlichen Häuser aus der Kolonialzeit in den Straßen rund um die prächtige *Plaza des Armas* versprühen einen angenehmen Charme, lassen mich in das peruanische Großstadtleben stilvoller Entspannung eintauchen. Die freundlichen Inhaber der Geschäfte plaudern unaufdringlich mit mir. Zwei Frauen aus Italien, eine Deutsche, eine Kanadierin und ich finden uns und beschließen gleich nach der Tour noch weiter ins angesagte Hipster-Viertel Barranco zu ziehen. Es soll das schönste und romantischste Viertel Limas sein. Wir wandern durch die Gassen und bewundern die vielen Street-Art-Malereien an Treppenauf- und abgängen. Die bunten Häuser im Kolonialstil sind nicht höher als zweigeschossig und vermitteln Klein- statt Großstadtfeeling. Neben Galerien und Läden mit kunstvollen Kleinigkeiten spielen Straßenmusiker entlang des Weges zum Meer. Es ist das Viertel der Künstler, Musiker, Freidenker und Bohemiens. Je später der Tag wird, desto mehr füllen sich die Gassen. Zahlreiche Bars, Restaurants und Peñas (eine Mischung aus Bistro und Bar) laden zum entspannten Ausklang des Tages ein. Wir machen es uns auf der Terrasse einer Bar mit einem leckeren Pisco Sour gemütlich und genießen den Ausblick von der Steilklippe hinunter auf das Meer, hinter dem gerade die glühende Sonne versinkt. Wie entspannend, so einfach, so relaxed.

Zurück im Hostel geht die Feierei wieder von vorn los. Nina aus Deutschland findet es in ihrem Hostel total langweilig, weswegen ich sie kurzerhand



mit in meins genommen habe. Ich muss an der Rezeption mit meinem Ausweis für sie bürgen, sonst geht das eiserne Tor für sie nicht auf. Strenge Bestimmungen, die aber nur zur Sicherheit beitragen.

Es ist Samstag und Party mit DJ – an schlafen also nicht zu denken. Meine neue Dorm-Mitbewohnerin aus Ecuador gesellt sich zu uns. Sie ist gerade mal zweiundzwanzig Jahre alt und allein unterwegs. Das ist für Südamerikaner eine Seltenheit. So jung und alleine unterwegs – das traditionelle, angestaubte Rollenbild, das hier noch weit verbreitet ist, spricht dagegen. Ein paar Einheimische, die hier öfters zu den Partys kommen, unterhalten sich mit uns. Sie fragen uns aus, was wir über Lima denken. Wir überlegen gemeinsam und einigen uns auf folgende Definition: die Stadt, die niemals ruht, traditionell und modern zugleich, wild und lebendig und doch mit einem gewissen Schmerz der Vergangenheit. Gegen zwei verabschieden sich die anderen, die noch in einen Club zum Tanzen gehen wollen. Nicht mit mir, mir reicht es, ich gehe ins Bett. Morgen muss ich früh raus, um meinen Flug nach Tumbes im Norden Perus nicht zu verpassen.

Als ich in den Morgenstunden mit Sack und Pack auschecke, spielen ein paar Clubgänger gerade eine Runde Tischtennis und lallen mir ein besoffenes, aber gut gemeintes »Goodbye« entgegen. Das entlockt meinem müden Gesicht dann doch ein Lächeln. Es hatte sich hier schon fast wie eine übergroße Familie angefühlt.

Auf der Suche nach der Bushaltestelle für den Lima Airport-Express, laufe ich die fast menschenleeren Straßen entlang. Ich frage Einheimische, werde von A nach B und von dort nach C geschickt, bis mir der Portier des Hilton Hotels sagt, ich soll einfach gegenüber an dem kleinen Mäuerchen warten. Ich frage gleich noch zweimal nach, aber nein, da kommt keine andere Information. Ich habe meine Zweifel, ob das ein offizieller Stopp ist und ich wirklich rechtzeitig mitgenommen werde. Der Bus kommt tatsächlich und hält auf mein Winken hin an, sehr schön. Am Flughafen gibt es dann eine böse Überraschung: Die Fluggesellschaft zockt mich mit der Bordkarte ab. Diese hätte ich ausgedruckt mitbringen sollen, herrscht mich die Frau am Schalter an. Das stand aber nirgends. Höchstens im Kleingedruckten, das eh nie jemand liest. Leider habe ich nichts Ausgedrucktes mitgebracht und so muss ich wei-

tere 30 Euro (hier ein Vermögen) für den Wisch zahlen! Ich bin müde, sauer, hatte noch kein Frühstück und schlepe mich ins Flugzeug, um den kompletten Flug zu verschlafen.

Auf dem Weg vom Flughafen zur Busgesellschaft versucht mich dann gleich der nächste Taxifahrer abzuzocken. »Zehn«, sagt er auf meine Frage hin, wie viel er für die Fahrt möchte, macht eine lange Pause, wie wenn er überlegen würde und meint dann »10 Dollar«. Ich lache ihn aus und lasse keinen Zweifel daran, dass das ein Witz für mich ist. Er baggert mich gleich noch ein wenig an, lädt mich auf den Sitz neben sich ein. Dankend winke ich ab und klettere tapfer auf die hintere Sitzbank.

Im Bus und auf der anschließenden Taxifahrt ist zum Glück alles in Ordnung und ich komme sicher in meinem Hotel an. Es ist wirklich schön. Die Anlage hat etwa zehn Bungalows und ist leicht abschüssig zum Meer gelegen. Mein Zimmer bietet die beste Aussicht auf den Pool, die Dünen und das dahinterliegende Meer. Außer zwei Turteltäubchen, die sich den ganzen Abend im Pool aalen, scheinen keine weiteren Gäste eingemietet zu sein. Am nächsten Tag reist das Pärchen ab, jetzt bin ich ganz allein in der Anlage. Nach dem Party-Hostel eine schöne Abwechslung, aber auch irgendwie ein komisches Gefühl.

Meine Tage verbringe ich mit langen Strandspaziergängen, höre den Wellen zu und gehe abends in dem noch sehr ursprünglichen Örtchen Los Organos Ceviche schlemmen, vielmehr passiert nicht. Die Strände sind menschenleer und selbst in den Strandrestaurants genießen nur wenige einen kühlen Drink. Es könnte so schön sein ...

Wären da nicht eines Nachts Zahnschmerzen, die mich quälen. Es ist der hintere linke Backenzahn, der höllisch wehtut. An Schlaf ist kaum zu denken, stundenlang tigere ich von einer Ecke meines Zimmers in die andere, schlucke unzählige Schmerztabletten, die leider den Schmerz nicht lindern. Auf gar keinen Fall möchte ich in diesem verschlafenen Nest zu einem Zahnarzt! Meine Fantasie geht mit mir durch und ich male mir die ganze Nacht Horrorszenerien aus, ungeachtet dessen, dass es hier wahrscheinlich gar keinen Zahnarzt gibt. Die liebe Peruanerin aus dem Hostel in Lima ist zwar Zahnärztin, kann mir aber hier, über tausend Kilometer nördlich, nur gute Ratschläge ge-



ben. Der Norden Perus ist bei weitem touristisch noch nicht so erschlossen wie der südliche Teil. Ein paar kleinere Surf- und Badespots, etwas Kultur im Landesinneren – das wars dann auch. Also eigentlich genau das Richtige, wenn man sich abseits der ausgetretenen Wege bewegen möchte, im Falle von Zahnweh aber ungünstig. Zum Glück geht es tagsüber einigermaßen, sodass ich wenigstens ein bisschen etwas unternehmen kann.

Im Hotel ist ein peruanisches, sehr nettes Pärchen angekommen. Die junge Frau erzählt mir, dass sie gern in Deutschland studieren möchte, und dass es dort doch super und easy sei, wenn man ein Kind bekommt, mit Erziehungsgeld und so. Und dass alle oben ohne baden gehen. Ich lache mich fast kaputt, was für eine Vorstellung! Es erscheint ihnen abwegig, dass auch in Deutschland viel gearbeitet wird. Völlig verwirrt schauen mich beide an, als ich erzähle, dass die Arbeit oft stressig und fordernd sein kann. Wir liegen zu dritt im Pool und genießen Bier und Chips. Das Wasser ist warm und der Pool hat eine Liegefläche im seichten Wasser, sodass wir gemütlich ein paar Stunden hier verbringen können. Wir sprechen über Institutionen in Peru und die Schulsysteme. In Peru ist die Basis für alle kostenlos, alles andere muss privat bezahlt werden, nur leider ist die Basis nicht wirklich gut. Ich erzähle, dass in Deutschland die Schule frei für alle ist und dass dies aus Steuergeldern finanziert wird. Dass der Grundgedanke dabei ist, egal welche finanziellen Voraussetzungen die Eltern mitbringen, alle Kinder die gleichen Möglichkeiten haben sollen. Das finden sie dann doch irgendwie nicht so gut, dass so viel Geld für die Gemeinschaft als Steuern vom Gehalt abgezogen werden. Ein interessanter Austausch, der von unseren knurrenden Mägen unterbrochen wird. Wir landen in einem Lokal am Strand, schlemmen stundenlang, lachen herzlich über eine Gruppe Teenies, die nur Blödsinn im Kopf haben und sich gegenseitig aufziehen.

In der Nacht werde ich wieder von schlimmen Schmerzen geplagt. Zum Glück reise ich am nächsten Tag weiter nach Ecuador, in eine größere Stadt, in der ich auf bessere zahnärztliche Versorgung hoffe. Nach dem Frühstück geht es los. Ein bisschen Bammel habe ich vor dieser Fahrt – schließlich habe ich eini-

ge Storys in Internet-Blogs von Busüberfällen auf genau dieser Route gelesen. Im ländlichen Nirgendwo, gleich nach der Grenze, sind schon einige Reisebusse ausgeraubt worden. Bewaffnet mit Maschinengewehren stehen die Banditen mitten auf der Fahrbahn und zwingen den Busfahrer anzuhalten. Am Schluss stehen die Fahrgäste nur noch in der Unterwäsche da, alles andere ist weg. Alternativ müsste ich aber nach Lima zurück oder weiter nach Mancora und von dort aus fliegen, was um einiges teurer und auch zeitaufwendiger wäre. Ich speichere zur Sicherheit noch ein paar Daten und Bilder extra in die Cloud, damit auch nichts verloren gehen kann. Sicher ist sicher ...

Ausgeraubt werde ich zum Glück nicht, aber die Fahrt nach Ecuador entpuppt sich als wahre Odyssee: Da ich wegen der Abfahrtszeiten sichergehen wollte, habe ich am Vortag extra den Hotelmanager dazu gebracht, bei der Busgesellschaft anzurufen. Ein Taxi würde mich zum öffentlichen Bus bringen, der mich dann in den nächsten Ort Mancora bringt, erklärt mir dieser anschließend. Von dort aus soll es mit einmal Umsteigen bis Cuenca, Ecuador, ungefähr sieben Stunden dauern. »Hört sich alles schlüssig an«, dachte ich.

Das Taxi ist pünktlich und auch der öffentliche Bus braucht nur die angegebenen zwanzig Minuten bis Mancora. Am Busbahnhof und auch in unmittelbarer Nähe sehe ich keine Agentur, die Bustickets verkauft. Der Busfahrer schickt mich nach rechts zum Bus, der Taxifahrer vor der Bushaltestelle fährt mich nach links. Immerhin stehe ich dann vor einer zertifizierten Agentur, die mir versichert, dass ich gegen 19:30 Uhr in Cuenca sein werde. Ich müsste aber zweimal umsteigen. Nun gut, ich bin es inzwischen gewöhnt, flexibel zu bleiben. Bis zum ersten Stopp geht es mit dem Kleinbus, der erst noch zwei Runden durch den Ort dreht, um mehr Fahrgäste zu finden. Als wir endlich am Umsteigepunkt ankommen, erfahre ich, dass der Bus nach Cuenca bereits seit einer Dreiviertelstunde weg ist. Ist ja ganz toll! Und nun?! Der Nächste fährt erst in zweieinhalb Stunden, dann wäre ich erst gegen 22 Uhr in Cuenca. Ich schlage die Hände vors Gesicht und kann gerade noch einen genervten Schrei unterdrücken. Das kann nicht wahr sein! Zu meinem Unglück habe ich ein Hostel gebucht, bei dem Einchecken nur bis 21 Uhr möglich ist, danach kommt man ohne Schlüssel nicht mehr rein. Das hatte ich auf meiner bishe-



rigen Reise noch nie! Wahrscheinlich hatte ich deswegen auch bei der Buchung nicht darauf geachtet. Ich könnte heulen, was für ein Mist! Internetempfang habe ich natürlich keinen, sodass ich mich nicht nach anderen Fahrmöglichkeiten oder anderen Hostels umschaun kann. Tief durchatmen, da hilft leider gar nichts, außer Augen zu und durch. Zum Glück habe ich von zu Hause bereits ein paar Dollar mitgenommen, sonst müsste ich in Ecuador erst einmal einen Geldautomaten suchen, um irgendetwas zahlen zu können. Nach zweieinhalb Stunden setze ich mich also in den Bus, muss mir von einer jungen Mutter mit Kleinkind einen bösen Blick gefallen lassen, weil sie sich auf meinem Sitz breitgemacht hat, anstatt ihren Platz zu suchen. Bis zur Grenze nach Ecuador sind es ungefähr anderthalb Stunden. Wenigstens ist der Grenzübertritt einfach, da sich die Ausreisebeamten von Peru im gleichen Gebäude wie die ecuadorianischen Grenzbeamten befinden. Es geht ratzfatz, eine Schlange für den Ausreisestempel, eine Schlange für den Einreisestempel – fertig. Sehr geschickt, keine blöden Fragen, in dreißig Minuten ist der komplette Bus abgefertigt. Nach weiteren zwanzig Minuten Fahrt gelangen wir in eine kleine Stadt, in der wir in einen anderen Bus umsteigen müssen. Zum Glück sind noch zwei weitere »Gringos«, also Europäer an Bord, die ebenfalls nach Cuenca wollen. Als wir schließlich gegen 23 Uhr in Cuenca im Busbahnhof irgendwo außerhalb des Stadtzentrums ankommen, herrscht dort gähnende Leere. Glücklicherweise haben die beiden anderen Mitreisenden ebenfalls kein Hostel gebucht und so fahren wir gemeinsam mit dem Taxi zum zentralen Platz der Stadt. Was ist das denn? Es ist 23:30 Uhr und absolut nichts los! Nur ein paar einzelne Ecuadorianer schlendern am schlecht beleuchteten Platz entlang. Ich kann rund um den Platz weit und breit kein Hostel sehen. Wir biegen in die nächste Straße ab, kommen an einigen geschlossenen Hostels vorbei und stoßen dann zum Glück auf ein Hostel mit Bar, das bereits die Stühle auf die Tische stellt. Aber es hat noch drei Betten im Dorm frei. Perfekt! Was man doch immer wieder für ein Glück auf Reisen hat! Alles fügt sich zum Guten. Ich habe wieder Zahnschmerzen und die durchwachten letzten Nächte hängen mir noch in den Knochen. Neil, einer meiner Zimmergenossen, gibt mir eine Schlaftablette, um trotz der Schmerzen etwas Ruhe zu bekommen.